

darüber wachte, dass die Übersetzung nicht zu deutsch wurde, besonders was den Satzbau betraf. Er nannte es die *rabies theologiae*, die theologische Leidenschaft, nicht irgendeine Gefälligkeit, um deretwillen schliesslich doch Härten stehen blieben und die wohl identisch ist mit einer philologischen Leidenschaft, da ja eine Theologie des Wortes mit der Philologie Hand in Hand gehen muss. Tatsächlich wachte Franz Rosenzweig als »Grimmscher Wörterbuchmensch« mit einer »genialen Pedanterie« über die Einhaltung einmal angenommener Prinzipien, so die Nachahmung wort- und lauthafter Ähnlichkeiten, Wortwiederholungen, besonders bei Leitmotiven, das Zurückgehen auf die sinnliche Urbedeutung eines Wortes. Gerade auf dem letzten Gebiet, das Martin Buber entdeckt hatte, entwickelte Franz Rosenzweig eine intensive eigene Schöpferkraft, setzte sich auch leidenschaftlich für die gefundenen Ausdrücke ein, was gelegentlich zu einem geistigen Ringkampf führte, wenn Buber die Seite der Lesbarkeit vertreten zu müssen glaubte. Jedoch nannte er dankbar die Mitarbeit Rosenzweigs ein Meisterstück helfender Kritik. An Intensität des kritischen Denkens und schöpferischen Gestaltens war der todkranke Franz Rosenzweig seinem gesunden Freund gleichrangig und hat das gemeinsame Ringen um eine dem Urwort adäquate Übertragung über den Tod hinaus befruchtet. Insgesamt bedeutete wie die Lehrhausarbeit so vor allem auch die Verdeutschung der Schrift in schwierigster Diasporasituation am Vorabend der Zerstörung des deutschen Judentums einen Akt des politischen Widerstandes: an unvorbereitete und verunsicherte Juden gerichtet war es Hilfe und Zuspruch, an marcionisierte und antisemitische Christen gerichtet aber Anfrage und Angebot. Die letzte von Juden geschaffene Übersetzung der hebräischen Bibel ins Deutsche war ein Gastgeschenk des scheidenden Judentums: Erinnerung an eine verschmähte Liebe, die den verlassenen Beschenkten mahnt und verpflichtet. Seit Franz Rosenzweigs Tagen haben sich sowohl auf weltpolitischer Ebene als auch im jüdischen Bewusstsein erschütternde Veränderungen vollzogen, die ursächlich miteinander verbunden sind: In der Folge des Zweiten Weltkrieges und der Judenausmordung ging, schlimmer als es jemand ahnen konnte, die Geschichte des deutschen Judentums zu Ende, und es erstand, imponierender, als viele es zu hoffen wagten, im Israelland der Judenstaat. Beide Wirklichkeiten scheinen eine zukünftige Diasporalexistenz unmöglich und damit eine Diasporaideologie unnötig zu machen. Aber einmal wird Judentum – wie auch Christentum – zu allen Zeiten und an allen Orten, also auch im Israelland, etwas Diasporaartiges an sich haben müssen, wenn es bleiben will, was es sein kann und soll, da es sich ständig unterwegs weiss als das wandernde Gottesvolk, zum ändern aber hat es immer ausser dem Zentrum in Zion eine weite jüdische Diaspora gegeben; und

es wird in Weltzeit neben dem Staat Israel das Diasporajudentum geben müssen; denn wie die Diaspora das Zentrum, so braucht Zion die Diaspora, um leben und überleben zu können. Dass dies richtig ist, zeigt die Tatsache, dass seit dem Erstehen des alt-neuen Staates auch die Diasporajudenheit wieder selbstbewusster geworden ist: Juden haben, gerade auch in der Diaspora, seitdem sie wissen, dass sie im Notfalle der Verfolgung im Israelland eine grundrechtlich garantierte Aufnahme finden, wieder den nötigen Mut zum Judesein; andererseits haben Diasporajuden in menschlicher, materieller und geistiger Hinsicht entscheidend zur Entstehung und Entwicklung ihres Staates im Land Israel beigetragen. Somit ergibt sich, dass auch eine Ideologie der jüdischen Diaspora zukünftig so nötig sein wird wie eh und je. Denn die Juden der Diaspora sollen, soweit es nur geht, beides sein, moderne und jüdische Menschen. Die Chance dazu ist kaum einmal so günstig gewesen, wie sie es gegenwärtig ist. Franz Rosenzweigs Werk wird für die Lösung dieser schwierigen Aufgabe eine wesentliche Bedeutung behalten. In den USA ist das schon seit etwa einer Generation erkannt, dort ist es längst entdeckt und hochgeschätzt. Aber auch anderwärts, wo immer und solange es Diaspora geben wird – wo etwa Juden unter Christen wohnen werden – wo eine Synthese geschaffen werden muss zwischen Tradition und neuen Werten, da wird dieser Stern leuchten und einen Weg weisen.

Dass hier aber auch eine Wegweisung für das Christentum bereit liegt, ist aus dem bisher Gesagten zu erschliessen. Aus der Wurzel des Judentums erwachsen und in der Welt daher mit ähnlichen Problemen behaftet – etwa Diasporasituation, Erneuerung der Tradition, Bibelübersetzung und -erklärung –, kann es bei Franz Rosenzweig Denkansätze finden, die sein eigenes Fragen nur befruchten können. Das Anderssein der Kirche wiederum, das er so tief respektiert hat, findet in seinen Werken ein Bild, das Christen betroffen machen kann. Nicht wie ein Spiegelbild, das wir immer schon unwillkürlich mit unserem Auge wunschgemäß korrigieren, sondern wie das Porträt durch einen Künstler, der das Geheimnis eines Menschen gestaltet, der in das Bildnis mehr hineinlegt, als das Urbild von sich weiss. So können Christen bei Franz Rosenzweig manche Züge ihrer Religion erstaunt oder erschreckt wahrnehmen, die sie bisher noch nicht gekannt haben und die einen Ansatz bilden könnten zur Weiterentwicklung. Franz Rosenzweig ist gegen Ende seines Lebens mit dem rabbinischen Titel eines Morenu – unser Lehrer – ausgezeichnet worden, als einer in der Kette der Lehrer, welche die Tora vom Sinai deutend durch die Geschlechter weitergereicht haben. Wenige von ihnen sind so befähigt gewesen, von ihrem festen Standpunkt im Judentum aus auch Lehrer der Christen zu werden. Seiner gedenken meint von ihm lernen.

III »Ein tapferes Weib . . .«*

Erinnerungen an die Begegnung mit Edith Scheinmann-Rosenzweig
(23. 1. 1895 — 15. 11. 1979)

Von Doris Rümmele, Baden-Baden

Die Tür öffnete sich, und zwei ebenso kluge wie gütige Augen empfingen mich. War die vorherrschende Empfindung bei dieser Begegnung mit der zierlichen alten Dame die der Sympathie, bewegte mich beim Abschied

vor allem verehrende Bewunderung vor der Leistung ihres Lebens: existentiell, moralisch und intellektuell.

Beredt und in gewählter Sprache berichtete sie aus ihrem Leben an der Seite Franz Rosenzweigs. Nichts persönlich Intimes nach Art klatschfreudiger Berufswitwen gab es da zu hören; was sie sagte, bezeugte Ver-

* Vgl. u. S. 34.

trautsein und Ebenbürtigsein mit dem, von dem sie sprach. Die alte Dame entwarf ein Lebensbild des jung verstorbenen jüdischen Philosophen. Sie bestach durch ihr Wissen und die Souveränität, mit der sie selbst wissenschaftliche Terminologie handhabte, nicht weniger als durch die Leistung ihres Gedächtnisses. Immerhin war sie 83 Jahre alt.

Das Jüdische war ihr zur Lebensaufgabe wie zum Schicksal geworden, obwohl ihr das nicht an der Wiege gesungen ward. Als älteste von drei Töchtern des kaiserlichen Justizrats Rudolf Hahn wurde sie am 23. Januar 1895 in Berlin geboren. Das Wort Jude hörte sie zum erstenmal, als sie mit sechs in die Schule kam. Der Grossvater väterlicherseits war zwar im pommerschen Stolp Rabbiner gewesen, lebte seit seiner Pensionierung ebenfalls in Berlin, wo er den Vorabend des Sabbat in der Familie seines Sohnes zu feiern pflegte und den Segen für den Freitagabend sprach. Am Samstagmorgen nahm die Grossmutter Edith in eine der grossen modernen Synagogen mit, wo das Kind vor allem von Orgelspiel und Chorgesang beeindruckt war, doch sonst natürlich nichts verstand. Das Wort Jude ist in dem assimilierten Elternhaus damals nie gefallen.

Wie an einem der ersten Schultage die jüdischen Kinder aufgefordert wurden, sich vor der Klasse zu versammeln, damit sie zu einer anderen Klasse in den Religionsunterricht geführt würden, da wusste Edith nicht, was sie machen sollte. Sie guckte – und blieb da, wo sich die meisten befanden. Das waren natürlich nicht die jüdischen Kinder. Als sie davon zu Hause erzählte, hielt sich ihr Vater doch für verpflichtet, ihr zu sagen, dass sie Jüdin ist, und er erzählte ihr mehr über das Judentum.

Prägend wurde dann die Begegnung mit der Religionslehrerin. Von der pädagogisch ausserordentlich begabten Frau wurde Edith so stark beeinflusst und beeindruckt, dass sie begann, Jüdisches in ihrem Elternhaus einzuführen – sehr zum Ärger ihrer Eltern. Des Vaters Kommentar: »Ich hab doch das glücklich alles weggeworfen, jetzt fängt die damit wieder an!« Doch war sie nicht davon abzubringen. Während ihrer ganzen Kindheit und Jugend hat sie sich bemüht, wo immer möglich, Jüdisches zu lernen. Nachdem sie in einem Sprachlehrerinnenseminar zunächst Englisch studierte, belegte sie Kurse der jüdischen Gemeinde zur Vorbereitung von Religionslehrern für den Unterricht an Berliner Schulen (der jüdische Religionsunterricht war wie der christlichen Konfessionen in die Schulen integriert). Sie erwarb dort Hebräischkenntnisse, studierte die Bibel, Gebete und alles, was mit dem Gottesdienst in Zusammenhang stand. Nicht zu dieser Ausbildung gehörte das Talmudstudium. Ihre Examensarbeit schrieb Edith Hahn über die Theodizee bei Philo von Alexandrien. Nach dem Examen besuchte sie gemeinsam mit ihrem späteren Gatten Franz Rosenzweig – den sie bereits im Alter von zwölf Jahren als Freund des elterlichen Hauses kennengelernt hatte – die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin. Hier wurde sowohl nach der Methode des Talmud unterrichtet, als auch nach den Methoden moderner Wissenschaft das Judentum erforscht. Diese Hochschule für die Wissenschaft des Judentums war einem breiteren Publikum zugänglich, das sich für jüdische Dinge interessierte: Literatur, Geschichte, Dichtung, so etwa mittelalterliche jüdische Dichtung, dann natürlich Hebräisch. Die zentrale Figur dieser Hochschule war *Leo Baeck*; *Hermann Cohen* war ihr prominentester Professor. Seine Montagsvorlesungen begannen am Abend – damit auch Berufstätige teilnehmen konnten –, Übungen schlossen

sich an und dauerten bis tief in die Nacht. Der Wortführer in diesen Diskussionen war Franz Rosenzweig. Schliesslich unterrichtete Edith Hahn als jüdische Religionslehrerin an einem Berliner Realgymnasium. Franz Rosenzweig hatte sich als Kriegsfreiwilliger gemeldet und erlebte den Ersten Weltkrieg zuerst in Frankreich und dann auf dem Balkan, wo er als Frontsoldat sein philosophisches Hauptwerk schrieb: »Der Stern der Erlösung«.

Im März 1920 heirateten Edith Hahn und Franz Rosenzweig. Das war kein »coup de foudre« – man hatte sich über gemeinsame Interessen gefunden, und man stammte ja auch aus derselben Welt. Vier Monate nach der Hochzeit zog das junge Paar nach Frankfurt, wo Franz Rosenzweig seiner Erkenntnis folgend das Freie jüdische Lehrhaus gründete. Er hatte eine glänzende wissenschaftliche Laufbahn an der Universität Berlin ausgeschlagen, um »Gemeindediener« zu werden, wie seine Mutter es kopfschüttelnd nannte. Aber was ihm in den Kriegsjahren aufgegangen war, war ihm zur Verpflichtung geworden: »Das Erkennen ist mir nicht mehr Selbstzweck. Es ist mir zum Dienst geworden. Zum Dienst am Menschen.« Das Freie jüdische Lehrhaus sollte nicht nur eine jüdische Volkshochschule sein, sondern es sollte in einer desorientierten Gesellschaft zur jüdischen Selbstbesinnung führen, es sollte vom biblischen Glauben her verstanden ein sinnvolles konkretes Leben schaffen.

Die Frankfurter Jahre sollten zu einer Zeit der Prüfungen und der Bewährung werden. Zunächst wechselte das junge Paar von einem möblierten Zimmer zum andern, von einem Provisorium zum andern, da wegen der grossen Wohnungsnot jener Jahre so schnell nichts Passendes zu finden war. Dass sie während dieser Zeit für einige Wochen mit den Einsteins unter einem Dach lebten und oftmals an deren Hausmusik teilnehmen durften, gemeinsam musizierten, war eine erfreuliche Randercheinung in grauer Zeit. Zermüht von der vergeblichen Wohnungssuche wollte Franz Rosenzweig Frankfurt schliesslich den Rücken kehren und in Hamburg ein Freies jüdisches Lehrhaus gründen, weil er dort auch eine Wohnung bekommen hätte. Der Grosskaufmann Henry Rothschild hat dies im letzten Moment verhindert. Er verlangte von seinen Mietern in der Schumannstrasse 10, die Mansarden zu räumen und die Dienstmädchen in die geräumigen Wohnungen zu nehmen. Aus diesen Mädchenmansarden entstand eine Mehrzimmerwohnung mit Küche und Bad. Das junge Paar hatte sein erstes eigenes Heim.

Doch bald folgte eine Zeit unvergleichlich härterer Prüfungen. Im Januar 1922 erkrankte Franz Rosenzweig an amyotropher Lateralsklerose, eine Krankheit fortschreitender Lähmung, die normalerweise in zwei Jahren zum Tode führt. Frau Rosenzweig erwartete zu dieser Zeit ihr erstes Kind. Da eröffnete ihr der Arzt, ihr Mann werde die Geburt des Kindes wahrscheinlich gar nicht mehr erleben. Doch er erlebte die Geburt seines Sohnes Rafael am 8. September 1922, und er feierte noch sieben Geburtstage mit ihm. Denn die Krankheit nahm einen atypischen Verlauf, kam nach einem Jahr zum Stillstand. Im Spätjahr 1922 versagte zunächst die Schreibhand, im Mai 1923 die Sprache. Zunächst konnte Franz Rosenzweig sich noch über eine Spezialschreibmaschine mitteilen, doch als auch hierzu seine Kräfte nicht mehr ausreichten, bildete seine Frau anhand eines Alphabetes, auf das er zeigte, Worte; als auch dies nicht mehr möglich war, fuhr sie das Alphabet entlang oder sagte es auf, und er gab durch Zeichen zu verstehen, welcher Buch-

stabe galt; auf diese mühevollen Art bildete sie Worte und Sätze, die sie einer Sekretärin diktierte. »Ich muss mir ja jede Sekunde ›Geist‹ durch eine Minute schnödesten Alltags erkämpfen« – so beschrieb Franz Rosenzweig seine Situation. Bald war Frau Rosenzweig so geübt, dass sie oft nach wenigen Buchstaben die Worte, nach wenigen Worten den Satz erriet. Und so führte Franz Rosenzweig fortan alle seine Gespräche, diktierte Hunderte von Briefen, übersetzte gemeinsam mit Martin Buber den Beginn der Schrift und verdeutschte die Geschichte des Jehuda Halevi. Die Mansardenwohnung in der Schumannstrasse hat er bis zu seinem Tode nicht mehr verlassen, und seine junge Frau teilte dieses Schicksal mit ihm, denn sie wurde zum einzigen Partner, dem er sich mitteilen und über den er sich an Dritte wenden konnte. Sei es, dass er eine Musikkritik für die Zeitung schrieb, dass er mit Martin Buber allwöchentlich den Fortgang der Bibelübersetzungen besprach, mit seinen Schülern Ernst Simon und Gerhard Scholem gelehrte Gespräche führte, die Dichterin Margarete Susman oder die Schauspielerin Channa Rowina empfing, die mit dem hebräischen Theater »Habima« in Frankfurt gastierte, oder dass er sich mit Karl Wolfskehl unterhielt, der Frau Rosenzweig die »Würdige und Schicksalsgewürdigte an seiner Seite« nannte. Gespräche philosophischen und theologischen Inhalts wusste sie ebenso souverän zu vermitteln wie Erörterungen über Kunst oder politische Entwicklungen. Anfangs duldete Franz Rosenzweig auch von keinem anderen Menschen Hilfe in seiner Pflege. Deshalb lernte die einstige Religionslehrerin bei einem Arzt das Spritzengeben und pflegerische Grundkenntnisse. Später gehörte eine Krankenschwester ebenso zum Haushalt wie eine Sekretärin und das Kindermädchen. Denn der Mutter blieb keine Zeit, sich in dem Masse um das Kind zu kümmern, wie sie es gewollt hätte. Man fühlte, wenn sie darüber sprach, dass dies noch immer an ihr nagte.

Am 10. Dezember 1929 starb Franz Rosenzweig. Danach konnte sich seine Witwe der Erziehung ihres Sohnes widmen. Sie wollte nachholen und war bestrebt, den Sohn zum Ebenbild des Vaters zu machen. Rafael erwies sich auch mehr und mehr als der Sohn seines Vaters, aber nicht in der von der Mutter gewünschten Weise. Mit dem ganzen impulsiven Temperament, das er vom Vater geerbt hatte, wehrte er sich instinktiv und mit vitaler Intelligenz gegen die Rolle, in die er gedrängt werden sollte. Er hasste es, Geige spielen zu lernen, nur weil sein Vater gut Geige spielte. Nach drei Jahren gab die Mutter seinem Widerstand nach. Auch sonst suchte Rafael sich seine eigenen Wege. Er ging in die zionistische Jugendbewegung und lebte später in einer Kommune. Er drängte zur Auswanderung nach Palästina, während seine Mutter als überzeugte Deutsche die Entwicklung nicht wahrhaben wollte. Rafael ging zunächst allein. Seine Mutter folgte ihm einige Monate später, 1939, im letzten Moment.

Rückblickend fasste sie dieses Verhalten ihres Sohnes unter dem Begriff Flegeljahre zusammen und fügte mit belegtem Timbre hinzu: »Er war lang in den Flegeljahren.« Diese Eigenwilligkeit des Sohnes war dem preussischen Erziehungsideal ihrer Kindheit und Jugend diametral entgegengesetzt. Ein von ihrem Vater überliefertes »Führungsbuch« über seine drei Töchter erlaubt kleine Einblicke in jene Berliner Kinderstube. So wird tadelnd und zensierend vermerkt, wenn die Kinder bei Tisch ungefragt schwatzten oder gumpelten und dafür in die Ecke stehen mussten. Oder wenn gar der Vater den Ausklopfer holen musste, weil sich die Kinder zankten. Es

wird aber auch lobend erwähnt, dass sie etwas von ihrem Taschengeld für die vom Erdbeben von Messina Betroffenen gegeben haben; dass Edith ein sehr gutes Zeugnis nach Hause brachte, wenngleich sie in der Schule auch einmal in der Ecke zu stehen hatte, weil sie über Tisch und Bänke gekrochen war.

Dieses überlebte Erziehungsprinzip verteidigend meinte die alte Dame: »Es hat mir doch wahrlich nicht geschadet!« Und am liebsten hätte sie es gesehen, wenn ihre acht Enkel und Urenkel im selben Stil erzogen würden.

Zurück zu den weiteren Jahren der Prüfung. Palästina 1939. Zusammen mit Rafael lebt sie in drei Zimmern eines primitiven arabischen Hauses in Jerusalem. Im Hof blühen Lavendelbüsche. Davon bindet sie kleine Sträußchen und verkauft sie. Später führt sie einen Mittagstisch und verdient damit den Lebensunterhalt. Nach seinem Abitur zieht Rafael, wie schon erwähnt, in eine Kommune. Seine Mutter heiratet 1941 zum zweitenmal und zieht nach Tel-Aviv. Max Scheinmann, bis zu seiner Flucht Richter in Berlin, hatte sie während der Schiffsreise nach Palästina kennengelernt. In Tel-Aviv gab er am Strand Gymnastikkurse für ältere Herren. Frau Scheinmann-Rosenzweig arbeitete als ungelernte Krankenschwester und betreute Patienten Prof. Ashkenazys, einer der ersten Neurochirurgen, der sich auf Gehirnooperationen spezialisiert hatte. Er heilte damals Schizophrenie durch eine Gehirnooperation. (Allerdings ist man später von dieser Methode abgekommen, da dieser Eingriff zugleich eine sehr starke Persönlichkeitsveränderung bewirkte.)

1950 reisten die Scheinmanns erstmals wieder nach Berlin und kehrten 1957 endgültig in die Bundesrepublik zurück. 1971 starb Max Scheinmann.

Zum zweitenmal blieb die leiderfahrene Frau als Witwe zurück. Doch erwartete sie auch diesmal eine Aufgabe, eine Aufgabe, die sie schon seit Jahren erfüllte – nicht gerade zur Freude ihres zweiten Mannes. Ihre Schwiegertochter, Dr. Rachel Rosenzweig, hatte ihr eine Arbeit übergeben, die sie selbst zwar begonnen hatte, aber nicht fortführen konnte: die Herausgabe der Briefe und Tagebücher Franz Rosenzweigs. 10 Jahre lebte die alte Dame nun für und durch diese Hinterlassenschaft Franz Rosenzweigs und bewahrte sich damit ihre erstaunliche geistige Beweglichkeit. Sie sammelte, ordnete, recherchierte, ergänzte, schrieb und schuf so ein eindrucksvolles Werk.

Als sie vor einigen Jahren nach einer schweren Operation mit Antibiotika behandelt werden musste, verlor sie durch die Nebenwirkungen des Medikaments fast das gesamte Hörvermögen und war darauf angewiesen, über 50 Prozent vom Mund abzulesen. Als sie auch noch die meisten guten Bekannten und Freunde in Berlin durch den Tod verloren hatte und sie fürchten musste, dass auch ihre eigenen Kräfte beginnen könnten nachzulassen – trotz ihrer allmorgendlichen zehnminütigen Gymnastik –, mietete sie sich 1976 in einem Wohnstift in Baden-Baden ein. Das bedeutete ein weiteres Mal einen Neubeginn, nun im Alter von 81 Jahren. Abermals schuf sie sich einen kleinen Kreis. Trotzdem fühlte sie sich oftmals einsam, vor allem, als sie die zwei gewichtigen Bände der Briefe und Tagebücher der Öffentlichkeit übergeben hatte. Sie erzählte mir einmal wehmütig, wie gern sie mit einer Familie, und hätte sie auch nur aus einer Gruppe zusammengewürfelter Glaubensgenossen bestanden, das Pessach-Fest bei sich gefeiert hätte. Aber es fand sich niemand, und ihre Familie lebt in Israel. Wiedersehen gibt es nur in den Ferien.

Schliesslich erlebte sie in ihren letzten Jahren noch einen Höhepunkt in dem Fernsehgespräch mit dem Religionsphilosophen Professor Bernhard Casper. Ihre gesamten Kräfte hatte sie wochenlang auf diesen einen Nachmittag konzentriert. Um 16 Uhr erschien sie, ausgeruht, in einem lila Kleid zu den Dreharbeiten. Ihre aufrechte Haltung und ihre freundliche Noblesse hatten etwas Entschiedenes und zugleich Gewinnendes. Nach dem ersten: »Ton ab! Kamera läuft! Eins die erste!« und der einleitenden Frage war sie in ihrem Element. Sie schien vergessen zu haben, dass ausser ihrem Gesprächspartner ein ganzes Kamerateam mit all der unerlässlichen Technik zugegen war. Sie sprach mit beredtem Gesichtsausdruck und strahlenden Augen, schilderte anschaulich Anekdotisches und berichtete über das jüdische Leben damals in Deutschland, sie korrigierte lebhaft, wo es galt, eine Legende zu berichtigen, sie lächelte und war schön, wenn eine Erinnerung sie kurz beglückte; ihre Stimme wurde um zwei Tonlagen tiefer, als sie von den Leidensjahren Franz Rosenzweigs berichtete. Mit bewundernswerter Klarheit legte sie das Übersetzungsprinzip Franz Rosenzweigs dar, etwa indem sie anhand des hebräischen Originals eine Zeile der Luther-Übersetzung mit der der Buber-Rosenzweigschen verglich: »Der Geist Gottes wehte über dem Wasser« – »Baus Gottes brütete allüber den Wassern«. Mit dem sezierenden Vorgehen eines Sprachwissenschaftlers liess sie einen nachvollziehen, wie die Buber-Rosenzweigsche Verdeutschung »den Geschmack und den Ton des Hebräischen geläufig machen will«.

Welche Kondition und welche Disziplin bewies sie in diesen Stunden! Die Dreharbeiten mussten nur unterbrochen werden, weil Film- oder Tonbandrollen ausgelaufen waren oder weil für einzelne Fragen eine kürzere Ver-

sion gefunden werden musste. Am Ende des Nachmittags hatten wir die 45-Minuten-Sendung »im Kasten«.

Als wenige Monate später die Sendung »Ein prophetischer Jude – Erinnerungen an Franz Rosenzweig« vom Südwestfunk ausgestrahlt wurde, lag der Star der Sendung bereits auf der Pflagestation. Doch sie konnte die Sendung sehen, und viele andere sahen sie auch und kamen sie beglückwünschen. Als auch ich mit Rosen kam, leuchtete in ihrem Gesicht solche Freude, wie sie nur bei einem Menschen zu finden ist, der ein tiefes Gefühl der Beglückung erfahren hat. So war 50 Jahre nach Franz Rosenzweigs Tod ihr Leben noch immer durch ihn erfüllt.

Bald verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand in bedrückendem Masse, es folgten schliesslich Phasen des Fiebers und der Bewusstlosigkeit. Tauchte sie vorübergehend aus diesen Untiefen auf, war ihr Mitteilungsbedürfnis gross. Was sie dann sagte, war oft von surrealem Inhalt, aber noch immer verfügte sie über eine erlesene Wortwahl und sprach in druckreifen Sätzen. Sie drückte sich nicht minder gewählt aus, wenn sie sich vehement über tatsächliche oder vermeintliche Unzulänglichkeiten in ihrem reduzierten Dasein empörte.

Als wir an ihrem 84. Geburtstag das Kaffeegeschirr abwuschen, meinte sie scherzend: »Ich hab noch nicht vor, so schnell schon abzutreten!« 10 Monate später, am 15. November 1979, kehrte sie aus tiefer Bewusstlosigkeit nicht mehr zurück und entfernte sich lautlos aus dieser Welt.

Ihr Sohn, der in den letzten Wochen bei ihr war, bat den Rabbiner, am Grab aus den Sprüchen Salomos [Gleichsprüche], Kapitel XXX, Vers 10–31 zu lesen:

»Ein tapferes Weib . . .«

4 Jüdisch-christliche Beziehungen nach den Schriften von Cornelius A. Rijk^{1/2a}

In memoriam^{2a} (* 13. 10. 1921 in Schorn/Holland, † 29. 8. 1979 in Nijmegen)

Professor Dr. Rijk hatte seine Arbeit in den vorangegangenen 13 Lebensjahren ausschliesslich den jüdisch-christlichen Beziehungen gewidmet. Zunächst war er von 1966–1972 verantwortlich für katholisch-jüdische Beziehungen im Sekretariat zur Förderung christlicher Einheit, von 1973³ bis zu seinem Tode war er als Direktor von »SIDIC«^{3a} tätig. Sein tiefes Interesse an dieser Frage reicht sehr viel weiter zurück in die Zeit, als er als junger Priester Professor für Bibelwissenschaft (»Sacred Scripture«) am Philosophicum in Warmond/Holland war.

Aufgrund eben dieses biblischen Zugangs wurde Prof. Rijk — der in logischer Schlussfolgerung dem jüdischen Volk die diesem gemäss dem Plane Gottes rechtmässig zukommende Stellung einräumte — [durch Kardinal Bea, Präsident des Einheits-Sekretariats] nach Rom berufen, um die Verantwortung für die »Vatikanische Kommission für die religiösen Beziehungen mit den Juden« zu übernehmen. Diese Kommission sollte die Grundsätze der vatikanischen Erklärung »Nostra aetate« verwirklichen helfen.

Das Kommen des Reiches⁴

Wenn – wie bereits erwähnt – nach christlicher Theologie die Weltreligionen Wege zum Heil der Völker sind, trifft dies in besonderer Weise auf die jüdische Religion zu. Es kann keinen Zweifel daran geben, dass die Bücher des Tenach und die der ganzen jüdischen Tradition auf das Kommen des messianischen Zeitalters, des Reiches Gottes, ausgerichtet sind, und wenn christlicher Glaube und Theologie das Kommen Jesu als Messias und das Reich Gottes verkünden, so stellen sie fest, dass das messianische Zeit-

Segre; Two Pioneers Work Together by Marie Edward Berkeley – The Theologian: Jewish-Christian Relations by Cornelius Rijk (s. o. Anm. 1) – Teaching and Sharing: I have become Sion's Guest by Katherine MacDonald; The Church in Miniature by Irene Mary Breslin; I was Glad when They Said to Me by Paul Molinari, Mary Elain Tarpy – The Righteous Man Will Be at Rest: One God, One Hope by Johannes Willebrands.

⁴ Vgl. englische Originalausgabe S. 26.

¹ Mit freundlicher Genehmigung der Red. von »sidic, journal of the service international de documentation judéo-chrétienne« entnehmen wir diese Daten einer Gedenkausgabe für C. A. Rijk (English edition) (vgl. S. 3) sowie ferner einige darin enthaltene Abschnitte aus Beiträgen von C. A. Rijk und geben diese Texte in Übersetzung aus dem Englischen wieder. (Anm. d. Red. d. FrRu.)

² Die in runden Klammern gesetzten Ziffern der Fussnoten beziehen sich auf die Fussnoten der englischen Originalausgabe. Sonstige Anmerkungen d. Red. d. FrRu.

^{2a} Vgl. u. Anm. 3.

³ S. dsgl.: The Secretariat for Promoting Christian Unity: »Information Service« (Vatican City) No. 41, 1979/IV, S. 15.

^{3a} Diese »Sidic«-Gedenkausgabe enthält folgende Beiträge: Dedication: To You Silence is Praise by Elio Toaff – The Pioneer – 1955 to 1972: Biblical Pioneer in Dialogue by A. C. Ramselaar; Catholic-Jewish Relations – Laying the Foundations by Jorge Mejia – The Man of Dialogue: The Living Encounter by Uriel Tal; A World-Wide Dialogue by William W. Simpson; God Works in Mysterious Ways by Manfred Vogel – SIDIC – 1972 to 1979: It is not Your Duty to Complete the Task by Renzo Fabris; Brothers Together by Augusto